

= Kapitel 11 =

In Marseille.

Wir lagen in Marseille, der Wind hatte uns dorthin getrieben.

Na, ganz so zufällig war es ja nicht gekommen.

Aber einen Hafen hatten wir doch einmal aufsuchen müssen, und da war es ganz gut, daß es so ein großer wie Marseille war, wo alles zu haben ist, ohne daß man dafür Phantasiepreise bezahlen muß. Schon Kohlen kosten in Kapstadt genau das Doppelte wie in Marseille. Kohlen brauchten wir zwar nicht, aber manches andere desto mehr. Wenn das Schiff auch unter Kapitän Martins Erfahrung ausgerüstet worden war, es war doch außerordentlich schnell gegangen, es hatte manches von Anfang an gefehlt, und das Schiff war bereits seit vier Monaten unterwegs!

Da war den Leuten einmal ein längerer Aufenthalt in einem Hafen, in dem das Leben alles bietet, was der Mensch nun einmal braucht, zu gönnen. Sie hatten doch nicht auf ein Segelschiff gemustert, das von Europa nach Australien geht, wobei man sich von vornherein mit dem Gedanken, monatelang von der anderen Welt nichts mehr zu sehen, abfinden muß, obgleich da doch manchmal ein Hafen angelaufen werden kann—noch weniger waren sie auf einem Walfischfahrer der gleich einmal drei Jahre draußen bleibt—und diese meist jungen Kerls waren doch auch keine Asketen, hatten kein Gelübde abgelegt.

Die Patronin machte mir als dem Waffenmeister, der nun einmal gewissermaßen die Rolle eines Aufsehers von Fürsorgezöglingen spielte, einige zarte Andeutungen, von wegen, daß die Matrosen nicht gar so sehr in den Straßen herumtorkelten, nicht immer gerade in den allerschlimmsten Löchern vor Anker gingen, wo sie dann nicht wieder flott zu bekommen waren, nur mit Polizeigewalt—daß sie freilich mit den Leuten, mit ihrem Volke, nicht gleich ins Theater und in die Gemäldegalerie gehen könne, das wisse sie ja selbst—aber das alles war gar nicht nötig, auch nicht, daß ich den Leuten erst Instruktionen erteilte—ich wußte schon, wie es kommen würde, und hatte mich auch nicht geirrt.

Über unser Schiff war ein ganz besonderer Geist gekommen. Der Korpsgeist! Was das für ein Geist ist, das läßt sich nicht so leicht erklären. Wer ihn hat, der weiß es, kein anderer. Ich schlage im Wörterbuch nach und finde: Korpsgeist nennt man in Korporationen die tätigste Teilnahme jedes einzelnen zu dem gemeinschaftlichen Wohle aller, unter Beiseitesetzung aller persönlichen Rücksichten.

Ja, diese Definition ist ganz richtig, aber—das macht noch lange keinen Korpsgeist aus, da fehlt gerade die Hauptsache; denn sonst müßte in der Gesellschaft Jesu, unter den Jesuiten, der allerstärkste Korpsgeist herrschen, und gerade das Gegenteil ist der Fall.

Das Ritterliche ist es dabei, was den Ausschlag gibt! Und es brauchen nicht gerade Offiziere oder Studentenverbindungen sein, unter denen dieser ritterliche Korpsgeist herrscht. Es können auch Arbeiter sein, Sangesbrüder oder eine Turnerriege. Aber mit dem heiligen Geiste hängt es etwas zusammen. Nur über Auserwählte kommt er, kann nicht erzwungen werden, kommt ganz plötzlich, man kann ihn festhalten und ihn auch sehr leicht wieder verlieren.

Bei uns kam aber auch noch etwas anderes hinzu, eine Macht, die vor allen schlimmen Abwegen behütet. Das ist der Sport. Das ständige Bewußtsein der Absicht, in einem ritterlichen Spiele die Meisterschaft erreichen zu wollen, wobei jede Sumpferei und Lumperei das größte Hindernis ist. Hierin liegt die ethische Bedeutung des Sports! Deshalb auch wird der Sport jeder Art auf den englischen Universitäten so eifrig gepflegt, am stärksten ausgedrückt durch das jährliche Wettrudern zwischen Oxford und Cambridge, zu welcher Stunde man nicht telegraphieren kann, weil alle Telegraphenlinien der ganzen Erde besetzt sind, um diesen Wettkampf der beiden Universitäten zu beobachten. Deshalb auch haben die deutschen Studenten von jeher das Fechten gepflegt, was allerdings ganz seinen ursprünglichen Zweck verloren hat. Nicht wer die wenigsten, sondern wer die meisten Schmissee hat, das ist heute der Held, also der ungeschickteste Raufbold. Deshalb aber ruft auch der deutsche Kaiser den Studenten bei jeder Gelegenheit zu: „Treibt Sport!“—

Die Mannschaft der ARGOS marschierte nicht etwa in geschlossenem Tempo durch die Straßen, sie setzten sich nicht wie die Rekruten, die zum ersten Male ausgeführt werden, in einem Lokal an bestimmte Tische, wie der Herr Unteroffizier befiehlt. Gott bewahre! Sie gingen, wie und wohin sie wollten, gute Freunde zusammen oder auch allein. Aber es war doch etwas so ganz anderes, als wenn sonst ein Schiff abmustert oder wenn die Leute im fremden Hafen Vorschuß bekommen.

„Wir sind etwas anderes als Ihr, wir haben etwas Großes vor, aber verraten wird nichts, Ihr sollt schon noch staunen, und dazu müssen wir uns halten!“

Das war es!

Nur unser guter Doktor Isidor kam einmal vorgefahren, mußte eingeladen werden, hatte tausend Franken einstecken gehabt und jetzt nach einigen Stunden auch seine Uhr nicht mehr, nicht einmal seinen silbernen Bleistift, und dann glaubte er drei Tage lang, er wäre in Frankfurt am Main in der Kaltwasserheilanstalt, die Patronin redete er immer mit „Herr Professor“ an. Dann aber, als er wieder hergestellt war, mit den nötigen kalten Duschen, als er sich beim Essen nicht mehr mit der Gabel in die Augen stach, als er wieder gehen konnte, ohne immer zusammenzuknicken, als die Lebenslust wieder neu erwachte, da ließ er sich willig ins Schlepptau nehmen.—

Eines Mittags, wie ich von der Hauptpost kam, wurde mir auf der Straße ein Zettel zugesteckt, von einem Zettelverteiler.

Wo speist man in Marseille am besten und billigsten für nur einen Frank? In Maison Oliganda, Rue Bergere 34.

- 1. Gang: *Suppe.*
- 2. Gang: *Fisch.*
- 3. Gang: *Braten mit Kartoffeln und Gemüse.*
- 4. Gang: *Geflügel.*
- Nachtisch: *Brot, Butter und vier verschiedene Sorten Käse.*

Früchte. — Eis.

Dazu eine halbe Flasche guten Rotwein. —

Hallo!!

Das alles für einen einzigen Franc?

Hatte ich auch richtig gelesen?

Jawohl, da stand es gedruckt. Alles für einen einzigen Franc, für 80 Pfennig.

Na, da mußte ich hin. Ich erkundigte mich nach der Straße—die Rue Bergere war gar nicht so weit.

Zwar erwartete mich die Patronin mit einer höchst wichtigen Post, aber sie konnte nicht anders glauben, als daß ich erst eine Stunde später käme. Und überhaupt—das war ich einfach der Wissenschaft schuldig.

Nun will ich gleich etwas bemerken, wodurch der ganzen Sache auch kein Abbruch geschieht.

Das war hier nicht etwa das einzige Restaurant in Frankreich, in dem man so billig und reichlich speist. Schon hier hatte dieses Restaurant, wie ich später erfuhr, mehrere Konkurrenten. Ich habe dasselbe später auch in Nizza und in Paris gefunden, auch in italienischen Städten, für einen Franken oder Lire dasselbe Menü mit vielen Gängen und Nachtisch und Wein.

Damals aber wußte ich dies noch nicht. Nur eines war mir schon bekannt. Die halbe Flasche Wein konnte mich nicht weiter irritieren. Man las es hier ja überall, in jeder Weinhandlung und jedem Büdchen wurde guter Wein angepriesen, der ganze Liter zu vier Sous gleich 17 Pfennige. So ist das noch heute. Ein feiner Wein ist das natürlich nicht. Aber trinken läßt er sich schon. Und das ist nun der Detailpreis. Da kann ein großes Speisehaus, das starken Umsatz hat, im Großen einkauft, schon eine halbe Flasche geben, es braucht nicht der schlechteste zu sein, und sie kostet ihm höchstens einen Groschen.

Aber Suppe, Fisch, Braten mit Beilage, Geflügel, verschiedene Käse, Früchte Eis—das alles für einen Franken.

Man sieht, wie ich meinen Denkkapparat anstrengte, um dieses Rätsel durch eigenen Scharfsinn im voraus zu lösen.

Dabei kam ich, wie es dann manchmal so geht, auf ganz merkwürdige Gedanken.

Sollte man da vielleicht erst ein gewisses Quantum Arbeit verrichten, ehe man dieses Genusses für einen Franken teilhaftig wurde? Erst einen Stapel Holz hacken?

Ich dachte nämlich an die Handwerksburschen, an die armen Reisenden, die durch die vorsichtig geöffnete Vorsaaltür—„Mitglied des Vereins gegen Hausbettelei“—eine Anweisung auf 20 Pfennig zugesteckt bekommen, dort und dort gegen Nachtlager und eine kräftige Mahlzeit einzutauschen, und wenn sie hinkommen, dann müssen sie erst einige Stunden Holz hacken.

Na, Holz zu hacken, das wird man doch von unsereinem nicht verlangen. Adressen schreiben? Auch nicht. Wollten die einem vielleicht mittels dieser Lockspeisen die Würmer aus der Nase ziehen, um Geschäftsgeheimnisse zu ergründen?

Ich kam nicht auf den Trichter. Aber jedenfalls sieht man doch, wie ich mich für diesen Fall interessierte.

Nun, ich hatte Maison Oliganda erreicht. Jetzt würde ja gleich des Rätsels Lösung kommen.

Es war ein gutbürgerliches Speisehaus. Da denke ich aber schon an französische Verhältnisse. In Deutschland wäre es eine hochfeine Aufmachung gewe-

sen. Die Tische blendendweiß gedeckt, auf jedem schöne Blumen, Wasserkaraffen, verschiedene Arten Gläser.

Das Lokal war gut besucht, wenn auch nicht voll. Der Kleidung und auch dem Benehmen nach nur Herren und Damen besseren Standes. Essen tat noch niemand. Es wurde jedenfalls gleichzeitig serviert, wenn auch an einzelnen Tischen, und soweit war es noch nicht.

Ich nahm Platz. Etwa schüchtern, verlegen, gedrückt. Ich nehme nicht gern etwas geschenkt an. Und mich hier für acht Groschen mästen zu lassen—es war mir peinlich! Na, der Wissenschaft wegen.

Ein Kellner brachte unaufgefordert eine halbe Flasche Rotwein. Ein tadellos schwarzbefrackter Geist. Daß er auf dem Vorhemdchen einen großen Saucenfleck hatte, das machte für dieses Speisehaus nur Reklame. Hier wurde mit Sauce nicht gegeizt.

Ich kostete den Wein. Der war ganz gut. Ich verstehe ja allerdings nicht viel von Wein, mehr von Rum und dergleichen, aber—kratzen und beißen tat der Wein nicht, zog einem nicht die Strümpfe aus, gar nichts.

Wollte ich also diese halbe Flasche nur einen einzigen Groschen rechnen. Nun aber lag schon neben jedem Teller eine lange Stange Weißbrot. Die kostete im Laden anderthalb Sou, das wußte ich. Ich wollte nur 5 Pfennig annehmen. Da waren aber doch bereits 15 Pfennig weg, blieben nur noch 65 für das ganze Menü.

Ach Du mein armer Hirnkasten!

Ein Klingeln erscholl. Durch alle Gäste ging es wie ein Ruck, plötzlich verstummte alles, wie im Theater, wenn der Vorhang hochgeht.

Und richtig, alsbald kamen die Kellner angerannt, brachten die Suppe.

Einen großen Teller voll, es ging gar nicht mehr hinein, eine ausgezeichnete Kohlsuppe, eine ausgezeichnete Bouillon!

Ich wurde ganz kopfscheu.

Na, Kohl ist ja billig, und es war ja nur die Brühe von gekochtem Fleisch. Aber immerhin, sollte dieser Teller Suppe auch nur 5 Pfennig kosten, dann blieben doch nur noch 60 Pfennig für Fisch, Braten mit Beilage, Geflügel, Butterbrot mit vier verschiedenen Sorten Käse, Früchte und Eis!

Ach Du mein armer Hirnkasten! Wäre ich doch nur nicht hier hereingegangen. Meine verfluchte Wißbegierde! Ich genierte mich fürchterlich. Mich hier in einer fremden Stadt für sechs Groschen mästen zu lassen.

Der Fisch kam. Ich nahm die Gabel in die rechte Hand, in die linke ein Stück Semmel.

Au!!!

Wie der Fisch vor mir stand, da freilich ging mir eine Ahnung auf!

Ja, Fisch war es. Sogar ein ganzer. Es war eine gebratene Sardine, nicht größer als mein kleiner Finger, aber längst, längst nicht so dick! Wie ein breitgequetschter Regenwurm, der eine Hungerkur durchgemacht hat.

Na, ich will mich kurz fassen; denn diese Schilderung hier ist erst die Einleitung für einen zweiten Besuch, den ich diesem Speisehaus abstattete, da ging der Witz erst richtig los.

So ging es weiter. Der Braten bestand aus einem Hammelkotelett mit einer kleinen Kartoffel und sechs oder sieben Schnitt Bohnen. Nicht Schnittbohnen, sondern Schnittchen, die von einer Bohne recht fein abgeschnitten worden waren.

Über das Hammelkotelett selbst will ich nichts weiter sagen als: Wenn ich nicht gerade ein mitteloser Hungerleider bin, und ich habe einen Hund—so ei-

nen abgenagten Knochen gebe ich ihm nicht. Da tut mir der Hund zu leid. Daß er nichts weiter als Knochen hat. Etwas Fleisch lasse ich denn doch dran.

Dann wurde das Geflügel serviert. Da aber mußte ich mir einmal kräftig auf die Lippen beißen. Ein kleines Taubenbeinchen! Und wie ich meine Blicke umherschweifen ließ, da mußte ich zu dem Schluß kommen, daß es in Marseille Tausendfüßler mit Taubenschenkeln gab, oder daß jede Taube tausend Füße hatte; denn alle anderen Gäste hatten auch nur Taubenbeinchen, jeder eins.

Und dann ein einziges Stückchen Butter mit tatsächlich viererlei verschiedenem Käse, freilich nur soviel, als unsereiner für gewöhnlich an der Rinde dran läßt, dann eine Birne, eine Feige, drei Kirschen und vier Oliven, dann ein Stückchen Eis. Es rutschte mir vom Löffel, fiel auf den Boden, und wie ich hinblickte, war's bereits ein Wassertropfen geworden.

Das also war des Rätsels Lösung.

Wenn ich es mir jetzt berechnete, so hatte der Wirt an alledem noch vier Groschen verdient.

Doch davon abgesehen. Von etwas anderem möchte ich jetzt sprechen. Ich stellte Beobachtungen an, die mir morgen, wenn ich zum zweiten Male hier speiste, nicht möglich waren. Denn da sollte ich hier etwas anderes erleben; nämlich mit Mister Tabak! Denn den mit seinem Riesenappetit brachte ich morgen mit hierher, das war von vornherein mein felsenfester Entschluß!

Es war nämlich höchst interessant die anderen Gäste zu beobachten. Wie diese französischen und teilweise auch italienischen Herrchen und Dämchen speisten. Mit welchem Genusse die sich dem Essen hingaben! Wie graziös die das elende Sardinchen mit der Gabel tranchierten. Wie die von dem Hammelknochen noch immer etwas Fleisch abzuschneiden wußten, wie zierlich sie die unsichtbaren Stückchen auf die Gabel schoben und zum Munde führten, wie fein sie das Taubenknöchelchen bearbeiteten. Überhaupt, mit welcher Behaglichkeit sie sich dem Ganzen hingaben.

Nachträglich sei noch erwähnt, was aber eigentlich bei dem Charakter des ganzen fast selbstverständlich ist, daß nicht nur jeder Gang auf einem frischen Teller serviert wurde, man nichts etwa von einer Platte nahm, sondern daß man auch immer ein frisches Besteck dazu bekam, Gabel und Messer, und zum Nachtsch wurde sogar eine neue Serviette gereicht, sauber und blendend weiß!

Und nun diese Unterhaltung! Immer über das Essen.

„Der Fisch ist heute vorzüglich.“

„In der Tat, bei Levosier speist man längst nicht so gut.“

„Lassen Sie denn das Schwanzstück liegen?“

„ja, auch das Kopfstück. Ich esse vom Fisch immer nur das Mittelstück!“

Ach Du allmächtiger Gott!! Ich sah schon morgen den gefräßigen Eskimo hier sitzen, vor dem winzigen Fischchen!

Dies alles aber charakterisiert so ganz den Franzosen, den Südfranzosen, und das geht weiter die Riviera nach Italien hinüber.

Es sind glückliche Leutchen dort unten! Aber tauschen möchte ich mit ihnen nicht.—

Ich fragte nach der Rechnung—nur einen Frank. Als ich mir auf ein Fünffrankstück nur drei Franken zurückgeben ließ, bekam der Kellner vor freudiger Überraschung einen Hexenschuß.

Ich hatte die drei einzelnen Frankstücke in die Westentasche gesteckt, und wie ich sie mir dann bei Gelegenheit noch einmal besah, da waren zwei davon falsch oder doch wertlos, außer Kurs. Der Napoleonskopf hatte keinen Lorbeerzweig.

Na warte, alter Freund mit dem Saucenfleck!

Ich begab mich an Bord. Die Patronin hatte mich noch gar nicht erwartet. Sie las den postlagernden Brief, den ich mitgebracht hatte.

„Ja. Auch das ist nun in Ordnung. Ebenso wie die Sache mit der Orgel. Sie kostet also—es ist alles nach englischem Gelde berechnet worden—inklusive Versand und Versicherung genau 2100 Pfund Sterling. Auch die Instrumente sind schon dabei. Da nun der dritte Teil als Bergelohn abgeht, so habe ich noch 1400 Pfund nachzuzahlen. Das ist alles bereits erledigt, die Orgel ist mein Eigentum. Nun aber hat die Reederei, also ich, nur die Hälfte des Bergelohns zu beanspruchen. Ein Viertel fällt dem Kapitän zu, das letzte Viertel der Mannschaft. Also hat die Mannschaft von mir 175 Pfund Sterling ausgezahlt zu bekommen. Stimmt das so?“

Aufmerksam blickte ich die Sprecherin an. Ja, ich hatte mich schon vorhin nicht getäuscht. Sie war halb finster, halb trübselig, in ihrer Stimme lag auch ein Zittern, und jetzt, wie sie sich umwandte, um zu dem Panzerschrank zu gehen, sah ich es noch einmal verdächtig um ihre Mundwinkel zucken.

Sie machte sich an dem Geldschrank zu schaffen, hinter der Panzertür, die sie ganz verdeckte.

„Nicht wahr, Herr Waffenmeister?“ erklang es hinter dem gepanzerten Schutzwalle.

„Frau Neubert!“ sagte ich leise.

„Ja.“

„Haben Sie schon mit Kapitän Martin hierüber gesprochen?“

„Gewiß.“

„Der Kapitän hat sich seinen Anteil wohl schon auszahlen lassen?“

„Selbstverständlich.“

„Selbstverständlich, jawohl, selbstverständlich. Oder Sie dachten wohl, der Kapitän würde Ihnen die 175 Pfund schenken? Nein, dazu ist Kapitän Martin ein viel zu lauterer, ehrlicher Charakter.“

Hinter der Panzertür verstummte das Rasseln mit den Geldkassetten plötzlich.

Illustration:

Oskar packte sich unter dem Gelächter aller Anwesenden
den Rest seiner Sardine in einen großen Zeitungsbogen,
der Eskimo aber saß noch immer mit aufgeflepptem Schlachtmes-
ser
schweigend und erwartungsvoll am Tisch.

„Was sagten Sie da?!“ erklang es leise.

„Frau Neubert,“ bat ich, „kommen Sie doch mal vor, blicken Sie mich doch mal an, wir sind doch hier unter uns.“

Sie kam hervor, mit starren Augen, die sich mit Tränen gefüllt hatten.

„Sie werden,“ fuhr ich fort, „der Mannschaft die ihr zukommenden 175 Pfund Sterling auszahlen wollen. Ja, glauben Sie etwa, die Leute werden das annehmen?“

Sie begann mich noch mehr anzustarren, denn jetzt verstand sie mich noch weniger.

„Wie meinen Sie?“

„Nein, keiner von den Matrosen und Heizern wird das Geld annehmen wollen. Sie werden schon das Angebot als eine große Beleidigung empfinden. ‚Verflucht soll der Schuft sein, der auch nur einen Penny von der Patronin annimmt!‘ So ungefähr werden sie sprechen. Sie, Frau Patronin, sind doch so gut zu ihnen gewesen. Sie haben ihnen silberbeschlagene Meerschampfeifen und vieles, vieles andere geschenkt. Ja, so denken diese Leute, und das ist ganz wunderbar, höchst achtungswert. Aber keiner von ihnen ist ein Kapitän Martin. Der verbindet mit seiner Ehrlichkeit soviel weitsichtige Klugheit, daß er seinen Anteil ruhig in die Tasche steckt, jedenfalls ohne ein ‚Danke‘ zu sagen. Ja, Frau Neubert, verstehen Sie denn nicht, was hier vorliegt? Die Leute müssen gezwungen werden, daß sie das, was ihnen gesetzlich zukommt, annehmen. Tun sie es nicht, dann werden sie unbarmherzig fortgejagt! Weshalb? Ja, Frau Neubert, halten Sie es denn nicht möglich, daß einmal ein Riß in die Freundschaft kommt? Nun nehmen Sie einmal an, so ein Matrose geht in Unfrieden fort, aber es kann auch in Frieden sein, und er sieht einmal Ihr Schiff im Hafen liegen, oder die ARGOS fährt an seinem Schiff vorüber, und die Orgel spielt gerade— und da kann dieser Mann nun mit vollem Rechte zu seinen Kameraden sagen: das ist die ARGOS der Frau Helene Neubert, die Orgel haben wir aus einem Wrack genommen, haben uns schrecklich abrackern müssen, aber den Bergelohn haben wir nicht angenommen, wir haben ihr die Orgel geschenkt, von dieser Orgel gehört mir auch etwas—“

Ich brauchte nicht weiter zu sprechen. Sie verstand mich noch schneller, als ich es erwartet hatte, das sah ich gleich ihren Augen an, die immer größer geworden waren.

Während meiner letzten Worte hatte sie langsam die Hand erhoben, um sie sich kräftig gegen die Stirn zu klatschen.

„Waffenmeister—Sie haben recht! Hundertmal, tausendmal recht! Ach, ich Närrin—“

„Das alles weiß Kapitän Martin auch,“ unterbrach ich sie, „aber der hält nicht erst so eine lange Rede wie ich, der müßte dazu am Ende die Hände aus den Hosentaschen nehmen —“

„Genug, genug! Ich verstehe, ich verstehe!“

„Nadann geben Sie mir gleich die 175 Pfund, ich will sie unter den Leuten gleich zur Verteilung bringen.“

Sie gab mir das Geld.

„Das wird prozentual nach der Höhe der Heuer verteilt, nicht wahr?“ fragte sie.

„Jawohl.“

„Ja—verzeihen Sie, daß ich von so etwas beginne—nun bekommen Sie aber doch noch mehr Heuer als der Kapitän, also müßten Sie doch auch—“

„Nein, ich bekomme keine Heuer, sondern nur Gehalt. Ich habe überhaupt nichts von dem Bergelohn zu beanspruchen. Ich stehe doch nicht mit in der Musterrolle.“

„Da—bekommen Sie gar nichts—?“

„Ich habe nichts zu beanspruchen. Ebensowenig die sogenannten Exklusiven oder Exklikusen. Die gehören gesetzlich nicht zur Schiffsmannschaft.“

„Aber—aber—“ wurde die Patronin wieder ganz kleinlaut, „da ist zum Beispiel der Simson, der hat doch gerade am allermeisten geschleppt—“

„Na lassen Sie mich nur machen!“ fing ich jetzt zu lachen an. „Das kommt alles ganz anders, als Sie sich jetzt denken. Sie werden schon zufrieden mit mir

sein. Die Hauptsache ist, daß Sie ihre heiteren Augen wiederbekommen. Na, die haben Sie ja jetzt schon.“

Ich ging, stellte eine kleine Berechnung auf, begab mich zuerst zum ersten Steuermann; denn die Offiziere mußte ich einzeln vornehmen.

Ich hatte gleich im Anfang gesagt, daß mir der erste Steuermann nicht gefiel.

Nein, das tat er auch nicht, auch jetzt noch nicht ganz. Er hatte ein scheues Auge, konnte einen nicht ansehen, mich wenigstens nicht.

In anderer Hinsicht aber hatte ich nichts an ihm auszusetzen. Er war der tüchtigste Steuermann, kujonierte nicht, paßte ganz vortrefflich zu uns. Die Übungen machte er freilich nicht mit. Dazu war er mit seinen 40 Jahren auch schon zu alt. Er sang und blies auch nicht mit. Aber zum Beispiel hatte er sich eifrigst zu Ileses Geburtstag beteiligt, hatte in seiner Kabine viele Monogramme gestickt. Aber auch sonst hatte er schon wiederholt bewiesen, daß er ganz vortrefflich zu uns Argonauten paßte.

Ich ahnte schon, wußte, was mit dem los war. Der hatte etwas auf dem Gewissen, was ihn zugleich als tiefer Kummer drückte.

Nun, da bin ich der letzte, der aus so etwas ein Seil dreht. Wenn ich etwa weiß, daß jemand schon einmal im Zuchthaus gesessen ist, und mag es auch wegen eines noch so gemeinen Verbrechens gewesen sein, dem zeige ich gerade meine Teilnahme. Solange er ihrer würdig ist. Darauf kommt es eben an. Ich finde das nachträgliche Bestrafen mit Verlust der Ehrenrechte ganz abscheulich. Der Mann kann sich doch in seiner einsamen Zelle gebessert, total umgewandelt haben. Warum soll er denn dann noch hinterher an so einer fürchterlichen Last schleppen. Gebt ihm doch statt dessen ein paar Jahre mehr. Aber wenn die Freiheitsstrafe vorbei ist, dann muß es auch wirklich vorbei sein, dann muß er wieder gerechtfertigt dastehen; denn er hat gesühnt.

Also wenn der Steuermann hier auf unserem Schiff ein Asyl gefunden hatte, dann wäre ich der letzte gewesen, der es ihm entzogen hätte. Er hätte mich einmal noch so beleidigen können, da hätte es bei mir kein persönliches Interesse gegeben.

Aber leiden konnte ich ihn nicht. Lieber wäre es mir gewesen, er wäre im Pfefferlande.

Diese Angelegenheit hier sollte der Prüfstein sein. Forderte er seinen gesetzlichen Teil, dann paßte er nicht zu uns, dann mußte er fort. Mit mir hatte das gar nichts zu tun.

„So und so, Herr Steuermann, Sie bekommen von der geborgenen Orgel auf Ihren prozentualen Anteil 4 Pfund 8 Schilling 5 Pence.“

I Gott bewahre! Nicht einen Penny! Und er sagte, warum nicht. Er würde sich doch schämen, etwas anzunehmen.

Gut, nun konnte er bleiben. Und wenn er einmal der Schwester den Gatten freien wollte, und er brauchte einen Bürgen, der eventuell statt seiner erblassen mußte, so konnte er sich an mich wenden. Was ich ihm natürlich nicht sagte.

„Aber der Bergelohn muß angenommen werden. Die Patronin will es. Also, schlage ich vor, er wird gleichmäßig unter alle verteilt. Auch unter die, die nicht in der Musterrolle stehen.“

Recht so!

Die anderen Offiziere nahm ich zusammen vor. Das waren ja nur Ernst, der zweite und dritte Maschinist. Übrigens, daß ich es nicht vergesse: der Anteil des ersten Maschinisten war bereits reserviert, der wurde an seine Adresse geschickt.

Na, bei diesen dreien hatte ich noch weniger Arbeit, oder eigentlich mehr. Aber die armen Kerls sahen ein, daß sie das Geld doch annehmen mußten. Natürlich ebenfalls gleichmäßige Teilung.

Dann trommelte ich in der Batterie die Mannschaft zusammen. Da hatte ich den schwersten Stand.

„Ihr müßt es annehmen!“

Da hielt der Matrose Knut, ein wahrer Cicero von der ostfriesischen Waterkant, eine lange Rede, holte wenigstens dazu aus.

„Jau! Dann legen wir zusammen und machen der Patronin ein Geschenk—“

„Nein, es wird eben kein Geschenk gemacht! Schenkt Euren Mädels etwas, aber nicht der Patronin—“

„Ihr seid wohl der Vormund der Patronin?“ mußte sich erst einmal Sam der Engländer spöttisch vernehmen lassen.

„Nein, das bin ich nicht,“ entgegnete ich ganz ruhig, „aber ich weiß, was ich hier zu sprechen habe. Jungens, nun nehmt mal Euren Verstand zusammen. Ihr wollt also der Patronin ein Geschenk machen. Schön von Euch, sehr schön! Aber wißt Ihr, womit Ihr der Patronin das schönste Geschenk machen könnt? Ihr wißt doch ganz genau, was die will, was die von Euch hofft. Daß Ihr sobald als möglich mit diesem Schiffe allen anderen Schiffen über die Nase rutscht, und das liegt nun an Euch—“

So sprach ich noch etwas weiter, und befriedigt gingen die Leute von dannen.

„Der Waffenmeister hat recht.“

Es war eine sehr, sehr verzwickte Geschichte gewesen, und ich hatte sie sehr geschickt gelöst, dessen rühmte ich mich ganz offen. Ich atmete nämlich erleichtert auf, gratulierte mir selber.

Ja, eine ganz verteufelte Geschichte war es gewesen! Wegen so ein paar lumpiger Pfund Sterling wäre bald die ganze Freundschaft in die Brüche gegangen! Es war schon sehr nahe drangewesen! Die Patronin hatte ja schon vor Kummer zu weinen angefangen.

Nun könnte man ja allerdings sagen, daß ich das alles—mit Ausnahme des Falles des Kapitäns—ja erst provoziert hätte. Die Matrosen wollten doch verzichten, da hätte sich die Patronin ob solchen Edelmuten doch höchst glücklich gefühlt.

Nein, nein, nein, nein!! Hier lag etwas ganz, ganz anderes vor! Nur kein Edelmut in so etwas! Wenn nun nur ein einziger darunter gewesen wäre, der nicht gern und freiwillig verzichtet hätte?

Die Patronin hatte zu zahlen, was sie zu zahlen hatte, und damit basta!

Daß wir dann untereinander gleichmäßige Teilung ausmachten, das war unsere Sache!

Ich würde mich ja bei alledem nicht so lange aufhalten, wenn das nicht die größte Bedeutung für später gehabt hätte.

Wir sollten nämlich noch einmal in andere Lagen kommen. Da—da kam es drauf an, ob die Matrosen opferwillig und edelmütig waren—aber nicht bei lumpigen 175 Pfund Sterling.

So brauche ich das dann später nicht mehr ausführlich zu behandeln, das ist nun erledigt. Wenn wir fernerhin ein Wrack ausnahmen oder sonstwie eine Beute machten, so gehörte die Hälfte des Gewinns der Patronin, ein Viertel dem Kapitän, das letzte Viertel wurde unter der ganzen Mannschaft gleichmäßig verteilt, der Küchenjunge Jimmy bekam ebensoviel wie der erste Steuermann und wie ich, und damit basta! —

Nun will ich gleich noch etwas im voraus erwähnen.

Am letzten Tage, bevor wir Marseille verließen, wurde für den Kapitän eine große Kiste gebracht.

„Erster! Jimmy!“

Der erste Steuermann und der schwarze Küchenjunge mußten in die Kapitänskajüte kommen.

Ich habe die Szene ja nicht selbst gesehen, aber so etwas erfährt man doch ganz genau.

Der erste Steuermann mußte warten, Jimmy kam erst fünf Minuten später.

Daß sich der Kapitän gar nicht um den ersten Offizier, der an der Tür stand, kümmerte, das war selbstverständlich. Das wird man als Schiffsoffizier schnell gewöhnt. Da wird nicht einstweilen über das Wetter gesprochen. Wenn den Steuermann seine Beine nicht mehr tragen, dann konnte er sich auch ohne Erlaubnis setzen.

Der schwarze Küchenjunge kam.

„Well!“

Und der Kapitän hatte sein langes Bein zu dem Tisch geschlenkert.

Auf diesem Tische stand eine prachtvolle silberne Bowle, eine Galeere darstellend, ein mächtiges Ding. Hinten der Name ARGOS. Und an anderer Stelle eingraviert: „*Kapitän Gustav Martin den Argonauten.*“ Und außerdem, um ja keine Zweifel zu lassen, wozu diese Galeerenbowle dienen sollte, war sie mit grünen und roten Steinen oder einer sonstigen Masse ausgelegt. Zum friedlichen Kampfspiel Grün gegen Rot!

Der Steuermann und Jimmy trugen sie hinaus.

Kein Wort weiter, keinen Dank!

Dieser Kapitän Martin war eine wirkliche, echte, unnahbare Majestät! Nur in Bordausgabe. Aber diese Majestät war auch in seiner Nähe direkt zu fühlen!

Und wie er nun die Übergabe des Geschenkes arrangiert hatte, so merkwürdig und doch so richtig! Ja, dieses Zartgefühl dabei! Man muß es nur richtig erfassen!

Der erste Steuermann war nach ihm eben der erste von der Schiffsbesatzung. Der mußte kommen. Von den „Exklusiven“, die aber doch mit zu den Argonauten gehörten, war ich der erste. Aber es war ganz richtig, wenn er mich nicht kommen ließ. Es war fast ausgeschlossen. Also ließ er von dieser Gruppe den letzten kommen, den Küchenjungen Jimmy. Der erste und der letzte vom registrierten Schiffe—also Argonauten ganz gleichberechtigt! Es war großartig ausgedacht gewesen!

Und wie ich dies alles erfuhr, da sah ich mich noch einmal auf der Kommandobrücke stehen, damals gleich nach den ersten Stunden, und ich hörte ihn noch einmal:

„Ihr ungewaschenes Maul sollen Sie halten! Sie denken wohl, weil Sie Reserveoffizier sind? Und wenn Sie Großadmiral sind und kommandierender General—“

Ein prachtvoller Mensch! Es gibt wirklich Menschen, die man anbeten kann, ohne sich richtig Rechenschaft geben zu können, weshalb eigentlich.

Und was dieser Kapitän Martin auch sonst für ein Gentleman war, dafür sollte er noch später viele Beweise geben.—

Also diese Sache war nun erledigt.

Nur für mich noch nicht ganz so.

Als die Leute auseinandertraten, ging ich dem einen schnell nach und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Eh, Sam.“

„What?“

„Ihr fragtet mich doch vorhin, ob ich denn der Vormund der Patronin sei. Diese Frage paßte mir nicht. Verstanden? Das paßt mir nicht!“

Steif blickte mich der englische Matrose an.

„You want to fight with me?“

„Das ist es! Kommt mal mit mir hinunter in den Knockhimdown.“

Wir stiegen hinab in den Heizraum. Es war nicht etwa das erste Mal, daß so etwas vorkam.

Doktor Isidor bekam immer einmal etwas zu flicken und eine Schlinge an- oder eine Kompresse aufzulegen.

So etwas kann ja auch an Bord eines Schiffes gar nicht ausbleiben. Es ist so selbstverständlich, daß ich bisher gar nichts weiter davon erwähnt habe, weil eben noch kein besonders interessanter Fall vorgelegen war.

Nun darf man sich aber bei so einem Vorgang nicht etwas Besonderes denken, ihm große Bedeutung zulegen. Das ist nicht anders, als wenn isch zwei zu einer Partie Sechsendsechzig gegenüberzusetzen und um die Ehre spielen.

Wenn's fertig ist, dann ist es eben vorbei. Manchmal sind's die besten Freunde, die sich gegenseitig die Augen blau hauen, und sie bleiben die besten Freunde. Und ist es denn etwa bei den Studenten anders?

Ja, es kann vorkommen, daß daraus Feindschaft wird. Aber da paßte ich doch gut auf. Dann hätten beide Parteien gehen müssen.

Also wir stiegen hinab. Neben dem Heizraum war ein kleinerer, mit Waschvorrichtungen für die Heizer, auch eine Matraze lag da—alles wie geschaffen für einen kleinen Vorgang. Dieser Raum hieß schon allgemein der „Knockhimdown“, Schlagihnnieder.

Das elektrische Licht aufgedreht, die Jacken ausgezogen, und wir legten los.

Ich gab ihm ein blaues Auge, ließ ihn ein bißchen Blut spucken, brachte den Bewußtlosen mit kaltem Wasser wieder zu sich, wusch ihn auch sonst ab—das war dort alles so hübsch vorhanden—führte ihn, falls er noch einmal schwach wurde, selbst zum Schiffsarzt.

Denn das mußte gemeldet werden, daß der Matrose Sam in die Kettenkammer gestürzt war.

Doktor Isidor lag in der Koje und stierte uns mit käseweißem Gesicht an.

„Frankfurt!“ schrie er uns entgegen. „Frankfuuuuhr! Alles aussteigen!“

Ach so, der hatte ja noch seine drei Tage!

„Kellner—Bier her—schnell ein Glas Bier! Ich verdurste!“

Neben der Koje stand ein Krug mit Limonade, und der verwundete Sam war es, der dem Arzt zu trinken gab. Bewegen konnte er sich nämlich nicht; er war, damit er keinen Unsinn anstellte, in der Koje festgeschnallt.

Als ich am nächsten Morgen die Batterie betrat, da drehte Sam schon unter den Klängen des Pariser Einzugsmarsches seinen Törn ab, auf dem Buckel einen Bleisack, auf der Schulter ein Bleirohr, über dem einen Auge eine Binde.

Ich erwähne, daß wir auch das vom Wrack genommene Blei bezahlen mußten, abzüglich des Bergelohns, ebenso wie acht Sack Roggenmehl und sonstigen Proviant, aber mit solchen Kleinigkeiten will ich mich nicht aufhalten.

„Waffenmeister,“ frohlockte Sam mir entgegen—„heute fällt's mir so leicht—ich weiß selbst nicht wie—es muß doch was dran gewesen sein, daß man früher manchmal Blut ohne sonstigen Grund abzapfte.“

Na, da wird wohl niemand glauben, daß der mir etwas übel genommen hatte.

„Kommen Sie mit, Mister Kabat?“

„Wohin?“

„Ich habe etwas auf dem Seemannsamt zu tun, dann will ich speisen gehen.“

„Speisen?“

Seine Schlitzaugen erweiterten sich gleich, neben der Pfeifenspitze kam die Zunge zum Vorschein. Er war noch gar nicht an Land gegangen, hatte kein Bedürfnis danach.

„Ja, ich habe ein Restaurant empfohlen bekommen, in dem man vorzüglich speisen soll. Suppe, Fisch, Braten, Geflügel, als Nachtisch viererlei Käse, Früchte, Eis. Kommen Sie mit?“

Daß dies alles nur einen Frank kosten sollte, das sagte ich ihm aber natürlich nicht, und noch weniger flunkerte ich ihm vor, daß man etwa für diesen Frank einen armlangen Fisch bekam.

Einer der Köder genügte schon, er biß sofort an.

„Ja, ich komme mit.“

Er hätte das ja alles an Bord haben können, wenn er nicht an Land gehen wollte. Aber ich wußte schon, was hier vorlag. er wäre nur gar zu gern an Land gegangen, aber nicht allein, sondern—er wollte dazu aufgefordert, eingeladen sein. Und mit Matrosen ging der nicht etwa. Er war etwas eingebildet, eitel—sehr sogar. Freilich, sonst ja ein urgemütlicher Kerl. Ein Offizier hatte ihn zum Mitgehen noch nicht aufgefordert. Nun kam ich. Ei, da kam er gleich mit!

„Ja, ich komme mit. Ich ziehe mich gleich an—“

„Ich muß aber sofort auf das Seemannsamt.“

„Da holen Sie mich wieder ab.“

„Kommen Sie doch zum Seemannsamt. Ich erwarte Sie Punkt halb zwölf vor dem Hauptportal.“

„Allright. Wo ist das Seemannsamt?“

Ich beschrieb es ihm. Doch es genügte ihm schon, zu wissen, daß es nur ein Seemannsamt gab. Dann fand er es schon. Dieser Eskimo hatte seine Zivilisation doch in New York erlangt.

Also ich erledigte meine Sache und erwartete ihn vor dem Portal.

Punkt halb zwölf erschien er auf der Bildfläche.

Ach du großer Schreck!

Hier in Marseille trug der Eskimo an Bord immer einen blauen Maschinenanzug. Ich hatte ihn mir im Geiste vorgestellt, wie er jetzt in einem Sportkostüm kommen würde, wie er eins damals bei dem Ausflug im Feuerland getragen hatte.

Und jetzt kommt hier dieser Kerl an—in einen schwarzen Gehrockanzug eingeklemmt, mit Zylinder, mit Lackschuhen—aber mit was für Quadranten! —gelbe Glacélederhandschuhe, unterm Arm einen roten Regen- oder Sonnenschirm, aber einen Damenschirm, mit weißen Spitzen dran—und natürlich seine qualmende Fuhrmannspfeife im Maul—und vorne neben der goldenen Ochsenkette baumelt wie eine Bombe eine Fischblase, mit Tabak gefüllt—und die beiden strahlenden Orden nicht zu vergessen. Dafür hatte er Kragen und Schlips vergessen.

So kommt der Kerl auf mich zugelatscht! Wie ein krummbeiniger Dachshund, der seine Pfoten in ungeheure Futterale gesteckt hat, ganz einwärts.

Die Straßenpassanten gafften so, daß sie vor Staunen ob dieser seltsamen Erscheinung gar nicht lachen konnten.

Ach, wie ich mich genierte, wie ich mich schämte!

Aber ich konnte mir den Harlekin doch auch nicht wieder vom Halse schaffen. Selbst hierzu war ich zu feig!

Nur einen einzigen Ausweg wußte ich.

„Kommen Sie, wir fahren natürlich.“

Und hilfeflehend spähte ich die Straße entlang nach einer Droschke, womöglich nach einer geschlossenen. Aber da wollte keine kommen.

Doch dort drüben war ja ein Droschkenstand. Aber da mußte ich mit diesem Harlekin erst über den freien, weiten Platz gehen, von vielen Menschen belebt.

Ach, wie ich mich schämte! Wie in meiner fürchterlichen Verlegenheit mein Kopf immer mehr zu glühen begann.

„Nun, wohin, meine Herren?“ erklang da eine weibliche Stimme.

Es war die Patrona.

„Wir wollen—wir wollen—wollen—“

Mehr brachte ich nicht heraus. Was die denken mußte; wo wir hinwollten, auf welchen Abwegen wir uns befanden.

Der Eskimo freilich hatte keinen Grund zur Verlegenheit, der konnte Auskunft geben, und er tat es ganz gründlich.

„Wir wollen speisen gehen. Suppe, Fisch, Braten, Geflügel, als Nachtisch viererlei Käse, Früchte und Eis.“

Man sieht, welchen Eindruck dieses Menü bei Mister Tabak hinterlassen hatte. Das hatte er sich offenbar bis jetzt immer vorgesagt, es klang ganz so.

„Sooo!“ lachte die Patrona. „Also schlemmen wollen Sie gehen! Na da nehmen Sie mich doch mit. Ich habe überhaupt immer erwartet, Herr Waffenmeister, daß Sie mich einmal einladen würden. Ich gehe auch gern einmal ins Tingeltangel. Aber ich kann mich doch nicht den Matrosen anschließen. Ich habe immer stark auf Sie gehofft, Herr Waffenmeister.“

Ja, hatte ich das wissen sollen! Ich kann doch nicht zu meiner Schiffspatrouille und überhaupt zu keiner anständigen Dame, mit der ich nicht durchaus vertraut bin, sagen: „Ziehen Sie sich an und gehen Sie mit mir ins Tingeltangel!“

Aber an so etwas dachte ich jetzt gar nicht. Ich dachte nur daran, diesen menschlichen Dackel im schwarzen Gehrock mit der Fuhrmannspfeife ohne Kragen und Schlips in einer geschlossenen Droschke verschwinden zu lassen.

„Wir wollen einen Wagen nehmen—“

„Wo ist denn das, wo es Suppe mit viererlei Käse gibt?“

„In der Rue Bergere—“

„Rue Bergere? Da bin ich doch gerade durchgekommen. Die ist doch ganz hier in der Nähe.“

„Ja, es ist gar nicht weit—“

„Na, da promenieren wir doch zu Fuß hin.“

Und sie trat zwischen uns, brachte uns in Bewegung.

Und da geschah etwas.

Dort in Marseille ist damals eine große Umwandlung mit mir geschehen, ist eine große Erkenntnis über mich gekommen!

„Mensch, erkenne Dich selbst!“

So stand im alten Griechenland über der Tür eines Tempels, und die griechischen Weisen hielten diesen Ausspruch für so bedeutungsvoll, daß sie ihm einem Gott zuschrieben. Es soll das A und O aller Weisheit sein. Mit dieser Selbsterkenntnis fängt der Mensch überhaupt erst an, ein wirklicher Mensch zu sein.

Und damals dort in Marseille wurde ich solch ein wirklicher Mensch.

Indem mir nämlich die Erkenntnis kam, daß ich ein Affe war. Ein ganz großer Affe! Ein elender, feiger Affe!

Ach, wie ich mich schämte! Jetzt aber aus einem ganz anderen Grunde. Ob meiner Affenhaftigkeit. Mein einziger Trost war, daß ich auch gleich daran dachte, in der Welt ja nicht der einzige menschliche Affe zu sein. Daß ich noch so viele, viele Kollegen hatte!

Oder ist es nicht so? Na, Hand aufs Herz! Wir Herren der Schöpfung wollen uns in Sachen Modetorheiten nur ja nicht über die Damen lustig machen. Wir Männer sind noch viel, viel größere Affen.

Wenn es heute dem König von England einfällt, auf der Straße ohne Kragen und Schlips zu gehen, die lange Studentenpfeife im Mund, so wette ich 100 gegen 1, daß einige Wochen später in Berlin Unter den Linden alle Männer, die Herren sein wollen, Gentlemen, ohne Kragen und Schlips mit der langen Pfeife herumlaufen, und wenn der Schusterjunge am Sonntag den Kavalier spielt, dann legt er dazu Kragen und Schlips ab und nimmt statt der Zigarre die lange Pfeife.

Ich wette 100 gegen 1 und ich weiß, daß ich gewinne. Denn daß es so ist, das lehren hundert ähnliche Beispiele.

Ich will gar nicht von all den Herrenmoden anfangen, die England kommandiert, gehorsam von aller Welt nachgeahmt. Von dem Stehkragen, heute ganz niedrig, morgen bis an die Ohren; von den Handgelenkröllchen, womöglich aus Papier, heute rund, morgen flach geknöpft; Hose oben eng und unten weit—unten eng und oben weit; nur vorn eine Bügelfalte—vorn und hinten eine Bügelfalte—vorn und hinten und links und rechts eine Bügelfalte nein, ich will nicht erst damit anfangen, da wird man nie fertig.

Nur eines will ich erwähnen, auch wie es gekommen ist: es war ums Jahr 1880, als der damalige Prinz von Wales, der nachmalige König Eduard VII.—the first gentleman of the world—die ganze Herrenmode der Welt kommandierend—als der einmal in einer Gesellschaft versehentlich seine Schlipsnadel schief trug, sie nicht genau in die Mitte gesteckt hatte.

Niemand wagte, den kronprinzlichen ersten Gentleman der Welt auf diese Inkorrektheit, auf diese furchtbare Entsetzlichkeit aufmerksam zu machen. Aber eine kleine Verabredung, und sämtliche Herren der Gesellschaft steckten ihre Nadeln ebenfalls schief in den Schlips.

Und einige Monate später trug die ganze Männerwelt, alle Männer dieser Welt, soweit sie auf dieser Erde einen Schlips tragen, die damals unentbehrliche Nadel schief im Schlipse! Hatte man keine Nadel an, so war „man“ einfach unmöglich, halbnackt. Hatte man sie aus Versehen in die Mitte gesteckt, so wurde man zart oder spöttisch darauf aufmerksam gemacht, verwirrt verbesserte man den schrecklichen Fehler.

Oder ist es nicht so gewesen?

Na also!

Und wie nennt man so etwas?—

Ich bin nie eitel gewesen.

Meine Affenhaftigkeit bestand darin, daß ich mich genierte, schämte, mit einem Menschen auf der Straße zu gehen, der anders gekleidet war, als es die Mode vorschrieb, der überhaupt auffiel.

Gewiß, der Patrona fiel der kuriose Kauz auch auf, die amüsierte sich ebenfalls über ihn. Aber die genierte sich nicht, mit ihm zu gehen, daß war der Unterschied!

Dieses junge Weib hatte darin eben einen viel stärkeren Charakter als ich, viel freiere, reellere Ansichten!

Indem ich aber damals dies alles erkannte, vor allen Dingen mich selbst, da kam es plötzlich wie eine Offenbarung über mich, da habe ich diese Schwäche wie mit einem Ruck für immer abgelegt.

Ich sehe wohl noch alles, aber Kleidung kann mich nicht mehr beeinflussen. Ob der, der neben mir hergeht, ein stutzerhaftes Gigerl ist oder ob er einen Arbeitskittel trägt oder ob er ein Naturmensch ist, barfuß und im Hemd, das ist mir ganz gleichgültig. Erst neulich wurden einem Freunde von mir, mit dem ich in einem freien Flußbade gewesen war, die Stiefel gestohlen, er mußte einen weiten Weg in Strümpfen machen, wir kamen zuletzt auch durch belebte Straßen. Der machte sich auch nichts daraus. Das Straßenpublikum aber lachte und lachte über den eleganten Herrn, der da in Strümpfen lief. Weshalb das Publikum eigentlich lachte, das kann ich mir jetzt gar nicht mehr richtig erklären. Mir ist damals in meinem Gehirn eben etwas wie ausgelöscht worden.

Also wir marschierten los, Mister Tabak links, ich rechts, die Patronin in der Mitte. Ich plötzlich ein ganz anderer Mensch.

Übrigens zeigte es sich bald, daß wir auf den menschlichen Dackel sogar sehr stolz sein konnten! Denn ein Dackel im schwarzen Gehrock war und blieb er ja.

Das erste war, was ich bemerkte, daß ein Polizist vor uns Stellung nahm und salutierte.

Ich dachte erst, er begrüße die ihm irgendwoher bekannte Patronin.

Aber nein, Mister Tabak war es, der nachlässig einen Glacéhandschuhfinger an die Kreppe seines Zylinders legte!

Die Orden, die beiden Orden!

Eine Abteilung Rothosen marschierte unter Führung eines Unteroffiziers durch die Straße.

Es gibt ausländische Orden genug, die begrüßt werden müssen. Man erhält ja darüber Instruktion, wir wenigstens in der Marine erhielten sie.

Ja Du lieber Gott, soll man all diese Orden kennen,

Illustration

auf der Straße erkennen! Das Beste und Einfachste ist immer, wenn man zum Beispiel auf Posten steht, man präsentiert vor jedem Jahrmarktsorden. Da kommt man nie in Verlegenheit und dem anderen machts Freude. Ich habe immer auch vor jedem Zollbeamten und jedem Gerichtsvollzieher präsentiert. „Das haben Sie nicht nötig, vor mir zu präsentieren!“ sagte mir zwar so einer einmal—aber ich tat's, und ich war eben ein höflicher Soldat.

So mochte auch der führende Unteroffizier denken, also die Rothosen nahmen Tritt und marschierten mit „Augen links“ an und vorüber, und dankend legte Mister Tabak den Finger an die Kreppe.

Ein Offizier kam uns entgegen. Ich bemerkte, wie er bei Anblick der beiden Orden unsicher wurde, wie er scharf und immer schärfer blickte—und dann grüßte er höflich, sich im Gehen mehrmals verbeugend.

Vielleicht mußte er es auch. Ich weiß es nicht. Jedenfalls aber war das eine glänzende Ding der Danebrogorden. Bei der eingeschneiten Nordpolexpedition,

die der Eskimo herausgeschippt und zurückgeführt hatte, war ein Mitglied des dänischen Königshauses gewesen, und das ist doch etwas anderes, als wenn der Rauchfangkehrergeselle August Schulze herausgeschippt wird. Der Eskimo hatte doch auch mit dem König an einer Tafel gespeist, hatte ihm alles weggefressen—na und da hatte er doch auch nicht so einen kleinen Schruzorden bekommen können, sondern gleich den Danebrogorden.

Nun, kann man auf solch eine Begleitung nicht wirklich stolz sein? Auch wenn sie krumme Beine hat, über die große Zehe latscht, keinen Kragen anhat und Fuhrmannspfeife raucht, ab und zu den Schmat austrinkt?

Und das Straßenpublikum hatte einfach deshalb kein Lachen, weil es eben ganz Bewunderung war! Man muß diese Franzosen nur kennen, wie die für alles Exotische schwärmen, noch viel mehr als wir Deutschen.

Jetzt, nachdem der Offizier begrüßt und unser Begleiter mit der ganzen Hand am Zylinder gedankt hatte, wurde er auch erkannt.

„Ist das nicht ein Japaner?“

„Gewiß, das ist der Generalfeldmarschall Baron Noki, der Held vom Jalu.“

„O ciel!“ hörte ich eine elegante Dame flöten. „Was der für einen herrlichen Sonnenschirm hat! Ach so ein echter japanischer Sonnenschirm!“

„Da hatte ich's!“ Ich wäre bald vor Entsetzen ob dieses roten Schirms mit den weißen Spitzen umgefallen—die hier wurde vor Entzücken darüber in den Himmel entrückt.

„Warten Sie mal hier, ich will mir ein paar Zigarren herausholen!“ sagte jetzt Baron Noki und trat in einen Tabakladen.

Es war nicht gerade sehr rücksichtsvoll, aber als japanischer Generalfeldmarschall, der die Russen in die Pfanne gehauen hat, kann man sich so etwas schon leisten.

Diese Gelegenheit benutzte ich, um die Patronin in mein Vorhaben mit Mister Tabak einzuweihen. Ich hielt es für besser, wenn sie gleich darum wußte. Wie der sich mit der Sardine und den Taubenbeinchen herumbalgen sollte.

„Ach, das wird ja köstlich!“

„Ja, hoffentlich wiederholt sich das alles auch so, daß die uns diesmal für den Franken nicht etwa jedem einen ganzen Hecht und einen ganzen Truthahn vorsetzen.“

Der Generalfeldmarschall Noki kam wieder heraus, mit einer Hundertkiste Zigarren, uneinpapiert.

„Halten Sie mal, Waffenmeister.“

Ich mußte die Kiste halten. Importierte, achtzig Franken. Er nahm eine heraus, zermürbelte sie zwischen den Händen und stopfte sie in seine Pfeife. Er rauchte nur zerkleinerte Zigarren in der Pfeife, das wußte ich schon. Richtiger Pfeifenknaster ist ja auch fast nur in Deutschland, Österreich und Holland zu haben. Selbst in Amerika, von wo er meist kommen soll, ist er kaum aufzutreiben, man muß die Quellen kennen.

Dann, wie es wieder qualmte, schien er Luft zu haben, mir die Kiste anzuhängen. Aber da gab es nichts, er mußte sie selber unter den anderen Arm nehmen.

Wir waren erst einige Schritte weiter gegangen, als Oskar daherkam. Er zog den Hut und marschierte vorbei.

Erstaunt blickte ihm die Patronin nach.

„War denn das nicht unser Segelmacher?“

„Gewiß, das war Oskar.“

„Was geht denn der so vorüber?“

Ja warum? Weil Oskar eben wußte, was sich schickte. Und überhaupt, ein Soldat kann doch auf der Straße keinen Offizier ansprechen. „Wo wollen Sie denn hin? Darf ich Sie ein bißchen begleiten?“

„Ach, der sollte mitkommen!“

„So rufen Sie ihn doch!“

Ich rief ihn, er kam zurück—jawohl, der hatte nichts weiter vor. Nun wir ihn aber einmal eingeladen hatten, taute er auch gleich auf, war eben Oskar, der „Kölner Jong“.

Das erste war, daß er mich um zehn Franken anpumpte. Obgleich er erst vorgestern, wie ich wußte, 300 Franken Vorschuß genommen, und vielmehr hatte er wohl auch nicht zu fordern.

„Sie bekommen es schon wieder, Waffenmeister. Von zu Hause habe ich zwar nichts mehr zu erwarten, aber ich beerbe einmal meinen Onkel, der hat erst neulich einen vorteilhaften Bankrott gemacht, und meine Tante hat—ach, meine Herrschaften, kennen Sie die famose Geschichte, wie der österreichische Seekadett in Peking mit dem russischen Offizier „meine Tante, Deine Tante“ gespielt hat?“

So ging es gleich los.

Ja, ich kannte sie. Aber ich ließ Oskar erzählen. Es ist eine Tatsache, dieser famose Witz. Es war damals in aller Munde, die dort in den chinesischen Gewässern lagen, ich bekam ihn brühwarm erzählt, und der alte Kaiser Franz Josef soll herzlich gelacht haben.

Der damalige Seekadett ist heute Kapitänleutnant in der österreichischen Marine.

Es war im Jahre 1900, damals beim Boxeraufstand, als die Truppen der verbündeten Mächte unter Graf Waldersees Oberkommando die in Peking belagerten Gesandtschaften befreit hatten.

Peking war eingenommen, es brannte an allen Ecken. Es wurde etwas mehr fouragiert, als erlaubt ist, jeder Soldat wollte ein Andenken mitnehmen. Besonders die Russen trieben's arg. Noch einmal wurde der strengste Befehl erlassen, daß auch keine Stecknadel genommen werden dürfte!

Durch die Straßen marschierte ein Trupp österreichische Marinematrosen, geführt von einem Seekadetten. Der steht im Range eines Unteroffiziers, in solch einem Falle aber ist er voller Offizier, wie auch im Boot, wenn er es steuert.

Sie sehen im Fenster eines brennenden Hauses einen Vogelkäfig hängen, mit einem flatternden Kanarienvogel drin. „Den retten wir!“ Und die Rettung gelingt. Ein Matrose hängt den Käfig an die Mündung seines Gewehrs, es geht weiter.

Da kommt ein Trupp russischer Soldaten entgegen, geführt von einem jungen, aber hohen Offizier.

Der sieht den Käfig mit dem Vogel, hält die Österreicher an und stellt den Seekadetten zur Rede.

„Sie haben geplündert?!“

Der Seekadett, ein sechzehnjähriges Bürschchen, nimmt vor dem hohen Offizier Stellung und berichtet sachgemäß. Man hat dem armen Kanarienvogel nur das Leben gerettet.

Aber der russische Offizier läßt sich nicht darauf ein.

„Ach was, Sie haben einfach geplündert!“ fährt er den Kadetten an.

Da gibt das Knäblein die Stellung als Untergebener auf, aber nur, um sich stolz mit blitzenden Augen emporzurichten.

„Was wollen Sie eigentlich von mir?! ich bin jetzt genauso gut Offizier wie Sie, österreichischer Offizier, und als Russe haben Sie mir gar nichts zu sagen.“

„Was?!“ braust da der Russe auf. „Wissen Sie, wer ich bin?! Ich bin der Prinz Stanislaus, meine Tante ist die Großherzogin Pedrowitsch!“

„Und ich bin der Seekadett Müller, und meine Tante hat bei Graz eine Streichholzfabrik!“—

So haben damals im brennenden Peking der österreichische Seekadett und der russische Offizier zusammen „meine Tante, Deine Tante“ gespielt.

Und so erreichten wir das Speisehaus, befanden uns schon in der fidelsten Stimmung. Mit Ausnahme Mister Tabaks. Bei so einem transchluckenden Eskimo kann man doch auch keine humoristische Ader erwarten.

Wir setzten uns an einen Vierertisch. Es war wieder gerade so die richtige Zeit, gleich würde die Vorstellung beginnen. Den Wein brachte auch richtig wieder der Kellner mit dem Saucenfleck auf dem Vorhemdchen, das er noch gegen kein anderes getauscht hatte.

Oskar schaute sich aufmerksam um. Der Bengel sprach ganz ausgezeichnet Französisch, besser als ich, war auch sonst in französischen Verhältnissen bewandert.

„Ach, jetzt weiß ich—das ist so ein Bums, wo man für einen Franken—auuuu!! Na hören Sie, Waffenmeister, Sie haben doch Platz genug, wenn Sie herumtrampeln wollen, die Erde ist doch so groß—weshalb denn gerade auf meinen Hiehneroogen?“

Aber mein gelinder Fußtritt unter dem Tisch war auch von einem Augenblinzeln zu Mister Tabak hin begleitet gewesen, und das genügte, Oskar verstand mich sofort.

Das Glockensignal zur Abfahrt des Zuges wurde gegeben, die Suppe kam. Es war dieselbe Kohlsuppe wie gestern, und nun beunruhigte ich mich auch nicht mehr, daß man heute jedem einen ganzen Hecht und einen ganzen Truthahn vorsetzen könnte. Vielleicht war's diesmal zur Abwechslung ein Stint und ein Sperlingsflügel.

„Ganz ausgezeichnet!“ lobte Mister Tabak, der sein Weißbrot bereits verschlungen hatte und jetzt wie versehentlich nach meiner Semmel griff.

Während wir die Suppe verzehren, will ich etwas anderes erörtern. Es war doch trotz seiner Billigkeit ein hochanständiges Lokal, und wir betrogen uns sehr auffallend, sehr frei, und das wurde immer schlimmer, wir trieben an unserem Tisch immer mehr Allotria.

Aber die anderen Gäste sahen doch gleich, daß wir Seeleute waren, und Seeleuten muß man etwas nachsehen, das ist in Hafenstädten auch ganz selbstverständlich. Das beruht nämlich auf Gegenseitigkeit. Wenn die Landratten zu uns an Bord kommen, eine Seereise machen, dann betragen die sich auch etwas auffallend und sehr frei, die spucken uns immer das ganze Schiff voll. Es ist ihnen vollständig gleichgültig, wohin sie den Inhalt ihres Magens entleeren, und wir sagen nichts, wir sind behilflich, wo und wie wir können—also müssen die auch nachsichtig sein, wenn wir Seeleute nach langer, öder Reise wieder einmal an Land kommen und uns nun ein bißchen amüsieren wollen. Und sie tun's auch wirklich, in den Hafenstädten! Das sieht man am besten in Hamburg, wo sich das Seeleben der ganzen Welt am meisten konzentriert, was da für Szenen auf der Straße passieren, und die Schutzleute sehen gar nicht hin, die sind eben von oben angewiesen. Und müssen sie einschreiten, so tun sie es nicht als Rächer, sondern als Helfer, als Beschützer, und ebenso verhält sich

auch das feinste Publikum, soweit es echte Hamburger sind, den Seeleuten gegenüber. Denn daß eine Bande Matrosen in das vornehmste Hotel eindringt, den Champagner batterieweise anfahren läßt und ihn aus Eimern trinkt, das kommt in Hamburg täglich etliche Male vor. Und der echte Hamburger, der feine Kaufmann, der Herrscherr, der Patrizier, der amüsiert sich nur darüber, der freut sich, das gehört mit zu seiner Welthandelsstadt. Diese jungen, tollen, überschäumenden Kerls sind es doch, durch die er hier vom Herzen aus das Blut durch alle Adern dieser Welt pumpt. Und wirkliche Ausschreitungen kommen dabei gar nicht vor, das ist die Hauptsache! Nie wird eine Dame von Matrosen, von echten Teerjacken, belästigt werden! Sie kann die obskurste Matrosenkneipe betreten, sie kann allein das Schiff besichtigen, in alle Winkel kriechen—immer wird man sie mit Respekt behandeln.

Genau dasselbe findet man in Amerika und in Australien unter all den Männern, die man für gewöhnlich zum Abschäum der Menschheit rechnet. Unter Goldgräbern, Cowboys und dergleichen wildem Gesindel. Einerseits das ungeeignetste Benehmen, bei jeder Gelegenheit hauen sie furchtbar über den Strang—andererseits wieder das artige, feine gentlemanlike, ritterliche Auftreten, besonders dem Weibe gegenüber, sobald sie merken, daß es nicht zu ihrer Gesellschaft gehört.

Es ist hiermit ein tiefes psychologisches Geheimnis verbunden. Die Hauptursache dabei ist wohl das Gefühl und das Bewußtsein der eigenen Kraftfülle. Der amerikanische Novellist Bret Harte hat diese Doppelnatur solcher Männer in unübertrefflicher Weise geschildert.

Hier in diesem Lokal wurden wir auch erkannt.

„Das sind welche von der ARGOS,“ wurde geflüstert, „von dem Menagerieschiffe.“

Unser Schiff hatte vom Hafenmeister einen sehr schönen Platz an einem einsamen Kai zugewiesen bekommen. Aber jetzt war dieser Kai nicht mehr einsam. Fortwährend staute sich darauf die Menge und gaffte unser Schiff an. Es konnte ja auch nicht anders sein. Schon das Aussehen des ganzen Schiffes, was man hier in solch einer großen Hafenstadt doch sofort beurteilen konnte—eine Kreuzerfregatte, ein Kriegsschiff, als Handelsschiff, als Luxusyacht!

Unversichert! Da gab es in Marseille wohl wenige, die nicht wußten, was das zu bedeuten hatte, sonst hätten doch schon längst die Zeitungen dafür gesorgt. Und nun konnten die vielen Tiere doch nicht immer unten im Raume eingesperrt bleiben, und wären wir auch in der Mitte des Hafens gelegen, selbst die Katzenraubtiere hätten jedenfalls einen Abstecher zum Land gemacht. So war das ganze Vordeck, wozu schon alles vorhanden gewesen, mit einem Gitter umgeben, die Polizei hatte sich veranlaßt gesehen, die Sicherheit zu prüfen, hatte die Erlaubnis gegeben, und so trieb sich nun die ganze Menagerie doch noch auf dem freien Deck herum. Da hatte das Publikum natürlich etwas zu gaffen.

„Das sind Argonauten!“ wurde geflüstert.

Also auch dieser Name war schon bekannt. Wir selbst brauchten ihn an Land gar nicht in den Mund genommen zu haben. Er kam jedem, der etwas von jener mythischen Erzählung wußte, ja von selbst auf die Zunge.

„Das ist sie, *la baronne de la mer!*“ hörten wir flüstern.

Die Freifrau von der See! Da war es schon!

Ja, konnte man denn der Eigentümerin solch eines Schiffes—eines unversicherten, daher fast absolut freien Schiffes—einen passenderen Namen geben?

La baronne de la mer bekam einen ganz roten Kopf, sicher mehr vor Vergnügen als vor Ärger.

Und dann wurde hier auch der japanische Generalfeldmarschall Baron Noki demaskiert, man erkannte seine wirkliche Gestalt. Das ging doch alles schon von Liverpool aus, wo alle Namen registriert worden waren, und solche großen Hafenstädte hängen durch gemeinsame Interessen so eng zusammen, und Zeitungen tragen alles in die Öffentlichkeit.

„Das ist der Eskimo, der berühmte Nordpolfahrer, früher ein Waljäger—der hat von der Königin Wilhelmine der Niederlande—“

Undsoweiter, undsoweiter. Sie wußten alles! Und die guten Bürger dieser Republik, deren Wahlspruch „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ heißt—sie sind so überaus devot! Ach, wie die für Titel, für Orden und dergleichen schwärmen! Wie die sich so gern bücken! So gern, so gern und so tief! Die Amerikaner sind aber da nämlich nicht viel anders.

Und ich habe so feine Ohren! Daher bin ich auch so musikalisch. Aber ich bin weithörig. Meine eigenen Töne höre ich nicht.

Nun aber, da wir erkannt wurden, konnten wir uns auch mancherlei erlauben, das fand man bei uns noch „höchst interessant“, was sonst vielleicht als nicht statthaft gegolten hätte. „Quod licet Jovi, non licet bovi.“ Was dem Jupiter erlaubt ist, darf noch lange nicht jeder Ochse.

Von diesem Gesichtspunkte aus mußte man auch das betrachten, was jetzt der ordensbesternte menschliche Dackel im schwarzen Gehrock tat, der den Zylinder auf dem Kopf behalten hatte.

„Kommt denn der Fisch nicht bald?“ fragte er.

„Da kommt er schon.“

Mister Tabak hatte bereits mehrmals kopfschüttelnd das silberne oder versilberte Tafelmesser betrachtet, mit dem er speisen sollte, hatte die abgeschliffene Klinge schnellen lassen—jetzt legte er es hin, griff unter die Weste, brachte einen breiten Stahl zum Vorschein, der immer länger und länger wurde, bis es ein Schlachtmesser war, schon mehr ein Schlachtschwert.

Mit diesem ungeheuren Messer mochte er früher im hohen Norden so manchen Wal abgeseckt haben. Jetzt gebrauchte er es nur noch dazu, um den Schweinsspeck, den er mit Vorliebe aß, in mundgerechte Viertelfundbissen zu zerschneiden. Er kauete nicht gern, obgleich er ein wahres Wolfsgebiß hatte, und solche kleine Bissen, nur von einem Viertelfund, brauchte er nicht erst zu kauen.

Und nun stemmte er dieses ungeheure Messer in der rechten Faust aufrecht auf den Tisch, auch die linke Faust lag auf dem Tische. „Klar zum Gefecht! Nun kommt mal her, ihr gebratenen Fische, ich forcht mi nit, ich will mit Euch schon fertig werden!“

Das sagte er nicht etwa. gar nichts. Aber alles sah danach aus. Ach, war dies allein schon ein Anblick! Wie er so da saß, den Zylinder auf dem Kopfe, mit dem riesigen Messer, so kampfbereit—

Nun wurde serviert.

Richtig für jeden Wieder eine gebratene Sardine.

Und heute waren die Fischchen vielleicht noch dürftiger ausgefallen.

Ja, wie soll ich es nun beschreiben.

Wie der Eskimo dasaß mit seinem Schlachtschwert, ohne sich zu rühren, und vor sich das Fischchen anblickte.

Lange Zeit wortlos, bewegungslos, tiefsinnig.

Wie er mir dann schnell einen mißtrauischen Seitenblick zuwarf.

Wie er dann langsam sein Schwert hob und die Spitze senkte, das Sardinen aufspießte, es vor seine Augen brachte und es wieder lange Zeit ganz tiefsinnig betrachtete.

Wie er mir dazwischen wieder einen schielenden Blick des Mißtrauens zuwarf.

Wie er dann seine linke Faust hob und öffnete, zugriff, das Fischchen vorsichtig mit zwei Fingern von der Messerspitze nahm, wie er seinen ungeheuren Rachen aufklappte, das Fischchen langsam hineinsteckte, wie er seinen Rachen wieder zuklappte—nur ein Druck, nicht eigentlich ein Schluck, und das Fischchen war begraben. Und dann saß er wieder wie vorhin da, das Messer aufgestemmt, ernst, feierlich, tiefsinnig, auf das Weitere wartend.

So etwas geht eben gar nicht zu beschreiben; wenigstens die Wirkung bleibt aus.

Ich wundere mich noch heute, daß ich damals so ernst bleiben konnte.

Auch die Patronin blieb ernst; nur daß sie ab und zu ein ganz seltsames Grunzen von sich gab.

Und als sie dann herzlich lachte und ich auch, da hatten wir hierfür auch schon einen ganz anderen Grund gefunden.

Die Ursache dafür war nämlich Oskar. Der hatte die Situation doch sofort erfaßt, er wußte jetzt, daß die Schiffsherrin mit uns gegangen war, um sich mit uns zu amüsieren, und da ließ nun der „Kölner Jong“ seinem Mutterwitz die Zügel schießen.

Ach, wie der seine Sardine tranchierte! Natürlich nur mit der Gabel in der Rechten, in der Linken ein Stückchen Semmel—noch viel zierlicher und eleganter als dort drüben das schickste Dämchen—aber wie er nun dann die Bissen in den Mund schob, wie er auf beiden Backen kaute! Und nun dieses Schwadronieren dazu!

Ich will es nicht wiedergeben. Nur das, was er zuletzt machte, als er aber noch die Hälfte seiner Sardine auf dem Teller liegen hatte.

„Aaaaah, ich kann nicht mehr! Entschuldigen die Herrschaften, es ist nicht sehr fein, aber—bitte, Herr Oberkellner—Garçon!—einen Bogen Zeitungspapier! Einen recht großen. So, danke. Ich werde mir die andere Hälfte mit nach Hause nehmen, gerade Bratsardine esse ich sehr gern kalt—vielleicht noch etwas in Essig eingelegt—sie muß erst ein paar Tage ziehen—“

Und er packte den Rest der Sardine ein, machte ein recht großes Paket daraus.

Nicht nur wir lachten. Das ganze Lokal lachte mit. Auch die Kellner und die hinterm Büfett.

Dann kam der Braten. Das war diesmal aber doch etwas anderes. Kalbskotelett. Aber an dem Knochen war heute noch weniger dran als gestern. Kalb ist teurer als Hammel. Und wieder fing Oskar zu tranchieren und mächtig zu kauen an, konnte nicht alles aufessen—„beim besten Willen nicht! Weshalb nur immer so große Portionen? Garçon! Bitte! Einen Zeitungsbogen.“

„Um Gottes willen, Mister Kabat, was machen Sie denn?“ rief die Patronin erschrocken.

Der hatte, nachdem er den „Braten“ genügend lange angestarrt, es mit ihm genauso gemacht wie mit der Sardine, hatte gleich den ganzen Knochen verschluckt.

Ja, da war nichts mehr zu machen, der war weg!

Dann kam für jeden richtig wieder ein Täubchenbein, und wie der Eskimo dieses lange Zeit tiefsinnig betrachtet hatte, es am Knöchelchen vor sich haltend, kopfschüttelnd, da fand er endlich auch einmal Worte.

„Geflügel. Hm. Also das ist Geflügel. Herr Waffenmeister, was heißt das auf Französisch, Geflügel?“

„Volaille. La volaille.“

„Volaille. So. La volaille. Das hier scheint aber nur volaille zu sein, da fehlt das la dran.“

Und er verschluckte das Taubenbein.

Hatte er diesen Witz mit Absicht gemacht? Wußte er überhaupt, was für einen ausgezeichneten Witz er da gemacht hatte?

Aber so etwas läßt sich ja gar nicht schildern, das läßt sich nur miterleben.

Er hatte Englisch gesprochen. Es mochte hier doch Herren und Damen geben, die Englisch verstanden. In unserer Nähe saß ein älterer, würdevoller Herr, der sich gar nicht um uns kümmerte, noch keine Miene verzogen hatte.

Der trinkt gerade aus seinem Glase, wie der Eskimo die Bemerkung macht, daß diesem „volaille“ wohl das „la“ zu fehlen scheine—und plötzlich bekommt der alte Herr einen Hustenanfall, sprudelt den ganzen Rotwein wieder heraus, macht daß er hinauskommt, kann aber vor Lachen kaum noch das Freie gewinnen.

„Aaaaah!“ machte da Oskar mit ganz verklärtem Gesicht, plötzlich einen Hundertfrankenschein in der Hand haltend. Er hatte seine Rocktaschen untersucht, um darin Platz für die drei Pakete zu schaffen, und hatte den Schein gefunden.

„War es mir doch immer, als ob ich drei Hundertfrankenscheine noch gar nicht hätte ausgeben können! Nee, meine Herrschaften, wenn ich noch hundert Franken habe, dann bleibe ich nicht hier!“

Und er stürzte hinaus. Kam allerdings bald wieder, dann schon beim viererlei Käse, aus dem er wie aus den Früchten und sogar aus dem Eise, wozu er sich eine Butterbüchse geben ließ, immer mehr Pakete machte, um sie „mit nach Hause“ zu nehmen.

„Der Wagen ist vorgefahren!“ meldete der Kellner.

Was denn für ein Wagen?

Ja, da war allerdings einer vorgefahren, ein leichter Lastwagen, bespannt mit zwei mächtigen Gäulen.

Auch der Kutscher trat ein, der Fuhrknecht, ein Herkules, mit aufgekrepelten Hemdsärmeln, blickte sich suchend um.

„Hier, hier, mein Lieber!“ sagte Oskar. „Fassen Sie an, aber sehen Sie sich vor, heben Sie sich keinen Bruch, ich helfe mit.“

Und er half mit, die sechs Paketchen hinauszutragen und auf den Lastwagen zu laden, der Fuhrknecht schmunzelte nicht schlecht, besonders als Oskar gleich zahlte, er hatte den Hundertfrankenschein schon gewechselt. 15 Franken kostete die Fuhre bis zur ARGOS und natürlich gab Oskar einen Louisdor.

„Höööh!!“ stöhnte er dann, wie er sich hinten gegen den Wagen stemmte, um ihn in Fahrt zu bringen, mit den sechs Paketchen.

Das sind eben solche Matrosenwitze. Das muß man aber selbst mit ansehen. Und nicht eigentlich, daß die Matrosen dabei andere belustigen wollen. Nein, das tun sie zu ihrem eigenen Gaudium.

Die Patronin lachte, daß ihr die Tränen über die Wangen rannen. Und das ganze Lokal mit ihr.

Wir waren fertig, hätten gehen können.

Da nahm erst noch einmal der heute so schweigsame Mister Tabak das Wort. „Suppe—“ sagte er bedächtig vor sich hin,— „Fisch—Braten—Geflügel—viererlei Käse—Früchte—Eis—“

Dann hob er langsam sein gewaltiges Messer, das er noch in der Faust hielt und schüttelte es gegen mich.

„Waffenmeister—mit Ihnen gehe ich ja gleich wieder speisen!“

„Na was denn?“ übernahm Oskar da meine Verteidigung. „Das war doch erst der erste Gang.“

Der Eskimo stutzte, wenn er auch sonst nicht viel fürs Stutzen war.

„Wie? Der erste Gang?“

„Na freilich doch. Haben Sie noch nie in einem französischen Restaurant gespeist?“

„Nein.“

„Dann werden Sie jetzt merken, wie das in Frankreich gehandhabt wird. Das ist eben in Frankreich ganz anders. Diese fünf oder sechs Gänge bildeten nur den ersten Teil des Ganzen, das sechs solche große Abteilungen hat. Nun wird dasselbe noch einmal serviert, aber meist fängt man dabei von hinten an. Und überhaupt mit Variationen. Und zwischen den einzelnen Hauptgängen gibt es auch immer eine Zwischenpause. Da kommt sie ja schon—“

Gleich vier Kellner kamen schmunzelnd anmarschiert, jeder eine große Platte tragend, und auf jeder lag majestätisch ein mächtiger Schweinskopf, lorbeer- und olivenbekränzt, eine Zitrone im Maule.

So bekam jeder von uns vier seinen Schweinskopf vor sich hingestellt!

Oskar hatte sie schnell besorgen lassen, wo und wie, das habe ich nicht gefragt, jedenfalls aber hatte er sie bezahlt.

Und nun vor allen Dingen wundere man sich nicht mehr, wo die Matrosen immer ihr Geld lassen.

Und niemand wolle sagen: solch ein Unsinn, solch eine Zwecklosigkeit!

Da müßte man doch erst einmal ergründen, was beim Geldausgeben Sinn und Zweck hat.

Wenn ein Matrose für ein Jahr furchtbar schwere, gefährliche Schiffsarbeit tausend Mark ausbezahlt bekommt, und es macht ihm Vergügen, sich einen Kutschwagen zu mieten, eine Spazierfahrt aufs Land zu machen, vor einem Kolonialwarengeschäft zu halten, drei Pfund Astrachaner Kaviar zu kaufen und mit diesem die quietschenden Wagenachsen einzuschmieren—wie wir es nämlich einmal in Bremerhaven gemacht hatten—so geht das keinen einzigen Menschen etwas an!

Wenn es nur bezahlt wird!

Dem Kaufmann ist es ganz egal, ob man mit seinem Kaviar die Wagenachsen einschmiert oder ob man ihn verschlingt, der freut sich über den großen Verdienst, da kann er sich ein paar neue Hosen machen lassen, die er vielleicht, und da freut sich wieder sein Schneider.

Und wenn jemand sagt: das sollte man doch lieber den Armen und Waisen zuwenden—gut, ihr braven Leute, dann macht's vor, dann wollen wir's Euch nachmachen!

Dann aber, geehrte gnädige Madam, dürfen Sie auch nicht mehr für einen Hut hundert Mark oder zwanzig Mark oder fünf Mark ausgeben, man bekommt schon einen Hut für eine Mark, das, was Sie ersparen, geben Sie also den Armen und Waisen—wir machen's nach!

Und so fort, und so fort!—

Ich mache hier Schluß mit dieser Essereigeschichte.

Wir drei räumten das Schlachtfeld, überließen es dem Eskimo, mit den vier Schweinsköpfen fertig zu werden.

Als wir am Fenster vorbeigingen, sahen wir ihn, wie er den einen schon beim Wickel hatte und ihm mit ganz verklärtem Gesicht einen Kuß auf die Schnauze gab, wobei freilich viel zwischen seinen Wolfszähnen hängen blieb.

Halt! Ich mußte doch noch einmal zurück. Ich hatte ja ganz meinen Saucenfleckkonkel vergessen, die Sache mit den beiden Napoleonsköpfen ohne Lorbeerkranz.

Ich traf ihn im Hausflur und nahm ihn mir vor.

„Non, non, non, non, non, monsieur!“

„Oui, oui, oui, oui, oui, monsieur! Alter Junge, Du hast mir gestern hier die beiden falschen Franc-Stücke gegeben. Parole d'honneur—auf mein Ehrenwort!“

Ich brauchte ihn nur scharf anzublicken, da gab er sein Zögern auf, und nicht etwa, daß er nun so tat, als wolle er mir zwei Franken schenken, was ich mir nicht hätte gefallen lassen.

Ohne weiteres griff er in die Tasche, fand aber nur ein Fünffrankenstück. So gab ich ihm noch drei Franken zu, die Sache war in Ordnung.

Es war spät am Abend, schon in der Nacht. Draußen am Belle de Mai war Volksfest, wir fuhren Karussell. Nicht nur wir drei, es hatten sich noch andere Argonauten zusammengefunden, und selbstverständlich gehörte dieses Karussell überhaupt uns, alles hatte freie Fahrt.

Die Patronin ritt gerade auf einem Zebra. August der Starke neben ihr auf einem Schwan, oben über ihnen machte Oskar an einer Eisenstange die Bauchwelle, als ich wieder einmal bezahlen wollte.

„No good, no good, Mister—Papa no good!“ sagte der internationale Karussellbesitzer, mir das Fünffrankenstück zurückgebend.

Ich besah es mir. Ich hatte nur ein einziges Fünffrankenstück bei mir gehabt, das von dem Saucenfleckkonkel.

Himmelbombenelement noch einmal, tausend mit Granaten, Klüverbaum und Katzenschwänze!

Hat mir der Kerl ein Fünflirestück vom alten Kirchenstaat gegeben, mit dem Papste darauf!

Italienische Fünflirestücke werden in ganz Frankreich als voll genommen, aber—„Papa no good“.

Das heißt, nun ging ich aber nicht noch einmal hin. Der knöpfte mir sonst noch mein ganzes Vermögen ab. Gewiß, er würde das wertlose Fünflirestück wieder zurücknehmen, hatte aber nur einen Louisdor bei sich, ich gab gutes Geld heraus—und dann hatte er mir wieder einen falschen Louisdor aufgehalst! Und so ging das immer weiter, bis ich zuletzt eine Million falsche Tausendfrankenscheine hatte! Nein, ich ging nicht mehr hin! Diese Erfahrung genügte mir, wenn ich auch ein paar Franken dabei verloren hatte.

Diese Sache hat aber auch noch eine sehr ernste Seite.

Es gibt doch auch in Deutschland falsches Geld. Direkt falsches, und dann wertloses, außer Kurs gesetztes, alte Taler, alte Fünfgroschenstücke und dergleichen. Jeder Ladeninhaber hat solche Münzen in einer besonderen Schublade, er bekommt doch immer einmal eine angehängt.

Nun nehme man an, ein Franzose, ein Arbeiter, nur ein paar Brocken deutsch sprechend, betritt in Deutschland einen kleinen Laden, kauft etwas, ein Stück Wurst, ein paar Zigarren, gibt ein gutes Fünfmärkstück hin. Hier wä-

re Gelegenheit, dem Manne falsches Geld anzuhängen. Hat er's genommen, ist er einige Zeit weg, dann kann er gar nicht mehr viel machen.

Glaußt man, daß solch ein deutscher Ladeninhaber—oder eine Fleischersfrau, wollen wir einmal annehmen—diesem Franzosen nun mit Absicht falsches Geld anhängen würde, um sich zu bereichern?

Nein, der Deutsche, der wirklich ein echter Deutscher ist, ist zu so etwas gar nicht fähig! Und ich bin nicht etwa ein so großer Patriot, so ein Chauvinist, meine ich, so ein Hurraschreier. Aber was man als feste Überzeugung bekommen hat, das muß man auch aussprechen, sonst ist's eine Sünde wider den Heiligen Geist, die allein nie verziehen werden kann. Der Deutsche ist zu so etwas viel zu ehrlich. Aber „ehrlich“ ist hierfür nicht das richtige Wort. Solch eine Niederträchtigkeit, einen armen Kerl, der nicht deutsch kann und das Geld nicht kennt, so übers Ohr zu hauen, das kommt einem Deutschen überhaupt gar nicht in den Sinn! Einem germanischen Deutschen, meine ich! Und dasselbe gilt für den Holländer, für den Dänen, für den Skandinavier, für den Engländer! Aber der Geschäftsinhaber muß auch wirklich ein germanischer Engländer sein! Es gibt auch noch viele andere Engländer.

Un nun gehe man nach Frankreich und Italien. Allerdings nicht als Vergnügsreisender, der nur in besseren Hotels wohnt, sich einen Führer nimmt. Nein, man frage einen Deutschen, der in Frankreich und Italien gearbeitet hat, was der für Erfahrungen gemacht hat, ehe er Sprache und Geld und Verhältnisse kannt. Oder wir Seeleute, die wir in eine kleine Bude treten, weil wir ein paar Nähnadeln brauchen.

Was man da für falsches und wertloses Geld aufgehängt bekommt, wie man da in jeder und jeder Weise betrogen wird!

O diese romanischen Völker!

Äußerlich Kavaliere, jeder Straßenkehrer von liebenswürdigster Höflichkeit—innerlich alles durch und durch verrottet!

Diese romanischen Völker sind nicht durch Schicksalbestimmung dem Untergang geweiht.

Die graben sich ihr eigenes Grab.

Eine faule Frucht kann nicht mehr lange am Baume hängen.

